Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 32 (2019)
Heft: 5

Artikel: Achtung : "Baukultur"
Autor: Moos, Stanislaus von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-868191

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

achtung: ‹Baukultur›

Architekten fordern Bauqualität und setzen auf das Zauberwort Baukultur. Sie verkennen das fröhliche Tohuwabohu im Alltag der Schweiz, meint der Kunsthistoriker Stanislaus von Moos.

Text: Stanislaus von Moos, Fotos: Fischli / Weiss

Die Architektenverbände investieren derzeit viel Energie in das Vorhaben, etwas Kontrolle über das wilde Baugeschehen in der Schweiz und darüber hinaus zurückzugewinnen. Ein Markstein in diesem Zusammenhang ist die vor ziemlich genau einem Jahr von den Kulturministern Europas verabschiedete ‹Davoser Erklärung›. «Hohe Baukultur» sei heute vonnöten, heisst es darin. Wer wollte da nicht beipflichten! – Und doch, was ist ‹hohe Baukultur›? Ist die Bemühung um ‹Höhe› in kulturellen Dingen nicht der sicherste Weg zum Kitsch? Bei aller Sympathie für die Idee, diejenigen, die sich dafür interessieren, an den Tisch zu rufen, um die offensichtlichen Missstände in der gebauten Umwelt zu diskutieren, stellt sich doch die Frage, ob ein paternalisierender Denkansatz, wie er den Initianten vorzuschweben scheint, für die Aufgabe geeignet ist. Die treuherzige Diktion scheint sich am Heimatschutzgedanken der Zeit um 1900 zu orientieren. Doch was ist Heimat im Jahr 2019? Könnte es sein, dass der ‹ethnographic turn› in der Architekturdiskussion seit circa 1980 an den Denkschulen, die hier am Werk sind, spurlos vorbeigegangen ist?

Die zornigen alten Männer

Vielleicht müsste man die ‹Davoser Erklärung› im Licht eines am 30. November 2018 erschienenen Leitartikels der NZZ würdigen. «Die Ära der Werte ist vorbei», heisst es darin. Die internationalen Organisationen und insbesondere die Uno erscheine wie ein «Papiertiger, der hilflos zuschaut, wie sich das Chaos auf der Welt ausbreitet». Die Illusion vom ‹Wahren, Schönen und Guten› in der Politik werde auf ganzer Linie von der Realität primitiver Hegemonieansprüche eingeholt, ein Vorgang, den Robert Kagan auf die Formel ‹The jungle grows back› gebracht habe. Und die Folgerung: Es sei höchste Zeit, darüber nachzudenken, ob in dieser Situation so etwas wie ‹wertegeleitete Aussenpolitik› überhaupt noch Sinn mache.

Sicher: Einerseits ist die gebaute Umwelt kein Kriegsschauplatz (zumindest nicht in der akuten Bedeutung des Worts), und andererseits ist die Anerkennung des Tatbestands, dass die Stadt von heute anderen Regeln folgt als jenen der Architektur, noch nicht gleichbedeutend mit dem Einverständnis mit der von der NZZ verkündeten Agenda des Laisser-faire. Wie also müsste eine ‹wertegeleitete Baupolitik› im Dschungel der ‹Realstadt› von heute aussehen, und wo müsste sie vor allem einsetzen? Und was die Schweiz anbelangt: Soll sie sich darauf konzentrieren, die ‹zentralen Orte› des Landes sowie die seither als solche designierten 1274 ‹schützenswerten Ortsbilder› zu Konserven und Präparaten des guten Gewissens aufzupäppeln? – Wo doch der Puls der realen Schweiz von heute längst anderswo schlägt: zum Beispiel an den Peripherien der grossen Städte, so, wie sie Armin Meili, der Vater der Landesplanung in der Schweiz schon 1964 (also vor 55 Jahren) ziemlich anschaulich beschrieben hat: «Verkümmerte landwirtschaftliche Anwesen, mit oder ohne Restbestände bäuerlich genutzten Landes, wechseln mit unansehnlichen Werkplätzen, Schrebergärten und Gartenwirtschaften mit Musik und Kegelschub ab, mit Kiesgruben, Ablagerungsräumen und Fabriken. Aus diesem Durcheinander ragen bezugsbereite Wohnhausblöcke heraus, als einsame Vorposten der Stadt, Merkmale des Grossstadtrandes. (...) Dieses unfertige Raumgebilde wird kreuz und quer von Telefon- und Starkstromleitungen überspannt; alte Feldwege durchziehen beziehungslos das Land. Terrainzwickel, die zu klein für Bauplätze und zu gross für andere Benutzung sind und daher brach liegen, sind weitere Merkmale dieser zweifellos malerischen Stimmung der banlieue.» Im gleichen Artikel spricht Meili dann noch etwas handgreiflicher von «Sauordnung» und von der Vorstadt als einem «ausgeleerten Kinderspielkasten».

Oder Hans Bernoulli, Pionier der Genossenschaftsbewegung und der Freigeldtheorie in der Schweiz (dem 1938 wegen eines Scherzgedichts gegen die Finanzkapitäne die Venia legendi an der ETH entzogen wurde): «Auf einem Gebiet, so abgeteilt, wie es eine vor Jahrhunderten geübte landwirtschaftliche Betriebsweise erforderte, nun durch Erbteilung aufgesplittert, durch Verkauf, Verlust, zufällige Zukäufe verändert, auf solchem Gebiet, innerhalb solcher Grenzen, sollen sich nun die nach eigenen Gesetzen gebildeten Zellen und Waben unserer Städte

einbauen?» Und weiter: «Wo wir erwarten sollten, dass die hohe Kunst in ruhigem Gange einherschreitet, da stolpert sie kläglich über die Zwirnsfäden der Eigentumsgrenzen.» Und zum Schluss: «Der Löwe (gemeint sind die Baubehörden) sieht sich in dem Strickwerk eines Netzes gefangen; sein Brüllen soll die Mäuse herbeirufen, ihn aus der ärgerlichen Verwirrung zu befreien.»

Die ‹Dschungelmetapher› hat, wie man sieht, eine lange Tradition im Denken der Städtebauer. Hans Schmidt, Bernoullis Schüler, und seines Zeichens selbst ein bedeutender Städtebauer, gab der Sache noch eins drauf: Die Schweizer Architektur habe sich längst «in einen bunten Jahrmarkt» verwandelt, schrieb er 1952, und allgemeiner: «Hinter dem materiellen Aufstieg melden sich die ersten Symptome des Zerfalls, dem die Architektur der kapitalistischen Epoche seither mit immer rascheren Schritten entgegengeht und der auch durch einzelne grosse Talente und vielverheissende Reformversuche nicht aufgehalten werden kann.»

‹Zerfall› als schweizerisches Erfolgskonzept

‹Zerfall›! – Konnte es dem unverbesserlichen Materialisten Schmidt entgangen sein, dass das, was er als ‹Zerfall› diagnostiziert, ein offensichtliches wirtschaftliches und auch gesellschaftliches Erfolgsmodell ist? Nämlich die grösstmögliche Diversifizierung der Angebote von Architektur und Design im Dienst einer in möglichst aufgesplitterten Konsumentenschar, bestehend aus Millionen von Individuen, die vor allem mit der Festlegung und Ausschmückung ihrer persönlichen Identität und mit der Erfüllung ihre Gruppenzugehörigkeitswünsche beschäftigt sind und so die Wirtschaft und mithin auch die Architektur auf Trab halten, indem sie ihre einzelnen und grossen Talente zu immer vielverheissenderen Reformversuchen anstacheln?

Was will man Jacques Herzog entgegenhalten, wenn er nüchtern festhält, er sehe keine andere Lösung als die, das Versagen der schweizerischen Raumplanung hinzunehmen: «Wir müssen zugeben, dass wir den Prozess aufgrund der besonderen Situation der Schweiz mit ihrer direkten Demokratie nicht steuern können.» Ist man schon ein Spielverderber, wenn man zu bedenken gibt, dass ‹Baupolitik› an sich nur unter der Voraussetzung sinnvoll ist, dass es jemanden gibt, der eine solche überhaupt umsetzen kann? – ‹Baupolitik› machen bei uns die betuchten Einzeltäter, die finanzmächtigen Investoren und die Baugenossenschaften – und nur in zweiter Linie sehr bedingt der Staat. Und wenn schon der Staat, dann sicher nicht der Bund, sondern allenfalls der Kanton oder dann halt die Gemeinde. Die Einzeltäter lassen sich im Allgemeinen nicht gerne dreinreden, und erst recht nicht in Fragen der ‹Qualität›, wohingegen die Investoren nicht immer darum herumkommen, sich Fachleuten anzuvertrauen, da solche Projekte ja auch gegenüber der Öffentlichkeit verkauft werden müssen. Und nur von den Genossenschaften ist überliefert, dass sie sich am ‹Kodex› etablierter Vorstellungen von städtebaulicher ‹Qualität› orientieren, weshalb sie vermutlich, am ‹Wertekodex› der ‹Davoser Erklärung› gemessen, auch besser abschneiden als alle anderen Bauträger zusammen.

Flickenteppich Schweiz

In seinem 2005 erschienenen Buch ‹Visions of the City› unterscheidet David Pinder mehr als ein Dutzend verschiedene Modelle utopischen Städtebaus im 20. Jahrhundert. Ich greife nur die wichtigsten drei Konzepte heraus. Erstens: restaurative Utopien (Beispiele: Gartenstadt und Heimatschutz). Zweitens: modernistische Ordnungsrufe (Beispiele: ‹Ville radieuse› oder funktionalistische Stadt). Drittens: gemeinschaftsorientierte, nicht hierarchische Siedlungsorganismen als Alternative zur technokratisch verwalteten Stadt.

Was die Schweizer Architektur insgesamt anbelangt, so kann man sie als das Resultat eines Prozesses der Multiplikation und Diversifikation dieser Denkmodelle verstehen. Betrachtet man den Flickenteppich ‹moderne Schweiz› als Ganzen, so gibt es zwei Möglichkeiten der Beurteilung: Man kann ihn, erstens, als ein Freilichtmuseum nicht ganz zu Ende gedachter gesellschaftlicher und architektonischer Utopien verstehen und insofern tatsächlich als ein Stück gelebter Wertedebatte. Ein Museum, dessen erstes Kapitel vielleicht Monte Verità heisst und in dem dann vielleicht irgendwo auch die Heimatschutzidylle Werdenberg im St. Gallerland vorkommt und die Siedlung Halen in Bern. Die Schweiz wäre, so verstanden, ein Flickenteppich idealtypischer Gesellschaftsminiaturen, in denen die Essenz utopischen Denkens vielleicht sogar erfolgreicher überlebt, als es der Fall wäre, wenn diese grossmassstäblich – von Staats wegen – landesweit umgesetzt worden wären. Oder man sieht es ‹systemkritisch›, dann ist die Sache einfacher: Dann sind diese Spuren utopischen Denkens nicht mehr als beliebige Varianten innerhalb des kapitalistischen Konsumangebots; ein blosses Kapitel der ‹Vereinnahmung› kritischen Denkens durch das ‹System›.

Es ist weder realistisch noch wünschbar, das Baugeschehen einer Geschmackspolizei zu unterwerfen.

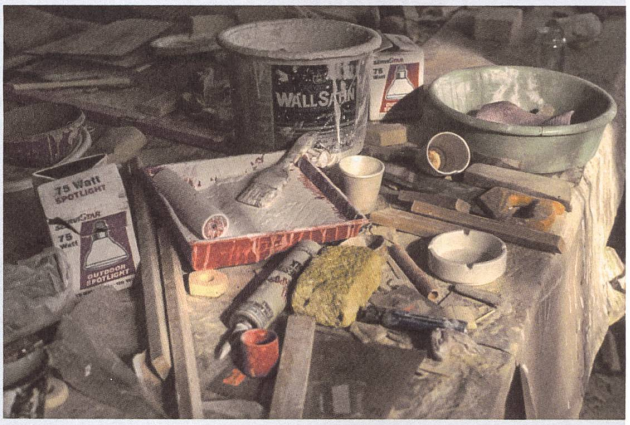
‹Qualität› im Tohuwabohu

Was soll man in diesem Tohuwabohu mit einem Begriff wie ‹hohe Baukultur› anfangen? Was wäre in unserem Land der Massstab? Das Bundeshaus in Bern, dessen Entwurfs- und Baugeschichte ein Kronbeispiel dafür ist, dass, wo der Staat entscheidet, mit Sicherheit die zweit- und drittbeste Lösung über die naheliegende und beste triumphiert? – ‹Qualität› kann man naturwissenschaftlich, ökologisch festlegen, zum Beispiel am Massstab der Energiebilanz und der Erhaltung von Ressourcen, die für das biologische Überleben oder doch das Überleben einer gewissen Vorstellung von landschaftlicher Identität erforderlich sind. Vermutlich liegt die Verantwortung des Staates vor allem hier, und vielleicht auch nur hier. Statt von ‹hoher Baukultur› zu fantasieren wären Architekten daher gut beraten gewesen, bei der im Februar bachab geschickten Zersiedelungsinitiative ein Ja einzulegen. Viele von ihnen haben es auch getan.

Gebrauch? – Verbrauch?

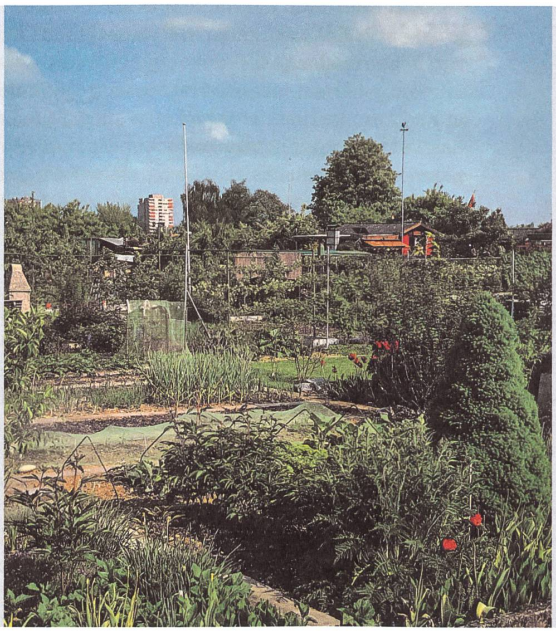
Den Architekten ist im Allgemeinen klar, was ‹Qualität› ist. Sie sind in Schulen sozialisiert worden, die ihnen den entsprechenden Kanon mit auf den Weg gegeben haben. Sieht man genauer hin, stellt man fest, dass die →

120



121

128

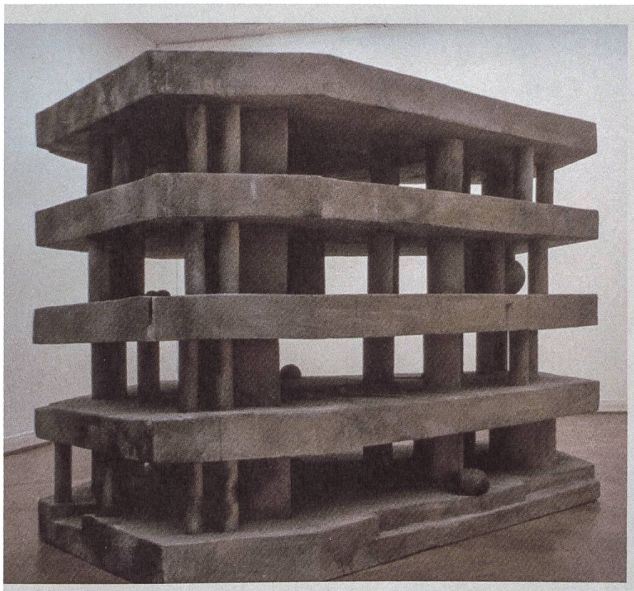


129

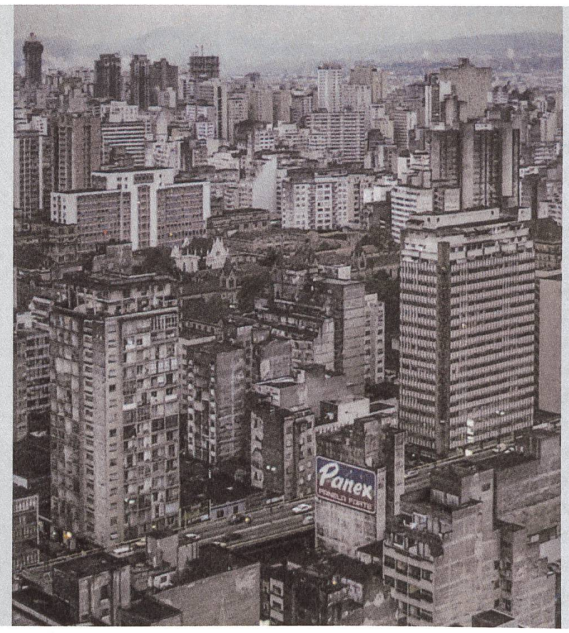
Brille wechseln
Manche Architektinnen und Planer sind seit den Achtzigerjahren dazu übergegangen, im Blick auf den Dschungel der gebauten Umwelt die Klagebrille abzulegen und die Lernbrille aufzusetzen. Die kleine Publikation ‹Siedlungen. Agglomeration› von Peter Fischli und David Weiss (1993) war diesbezüglich eine wichtige Inspiration. Doch der Lernprozess befindet sich auch ein Vierteljahrhundert später noch in den Anfängen. Wir publizieren hier vier Doppelseiten aus dem Buch ‹Haus› von Peter Fischli und David Weiss, das in diesem Monat im Verlag Buchhandlung Walther König erscheint. Stanislaus von Moos verfasste dazu einen Begleittext.

236

237



238



239

→ Architekten in der Frage nach ‹gut›, ‹weniger gut› und ‹schlecht› untereinander ziemlich uneins sind, nur schon insofern, als sie ja, wie angedeutet, in ganz unterschiedlichen Denkschulen operieren. Sicher, die Ausbildung garantiert immerhin ein Gespür für den Stallgeruch der Professionalität – im Gegensatz zum tumben Tun des blossen Spekulanten oder des ahnungslosen Laien, der irgendwelche Ideen aus Heftchen abkupfert. Das Problem ist aber, dass die Leute draussen, die die Schweiz zubauen, nicht gezwungen werden können, sich in Baufragen der Zunft anzuvertrauen.

Für Architekten ist das ärgerlich genug. Für den Ethnologen hingegen ist es gelebte Populärkultur und für den Ökonomen vor allem ein Faktor im wirtschaftlichen Haushalt der Nation. Bauen dient in der Schweiz nicht nur dem Gebrauch, sondern auch dem Verbrauch; Wachstum und Diversifizierung haben nicht nur den Zweck, Gebrauchswert für die Empfänger – die Opfer – architektonischen Tuns zu generieren, sondern Profit für die Täter und Vollbeschäftigung für das Land als Ganzes.

Entsprechend schwelgt die ‹Qualitäts›-Architektur im Drang, das Rad jeden Morgen neu zu erfinden. Die Feld-, Wald- und Wiesenbauerei vervielfältigt die so zustande gekommenen Resultate und mischt sie mit den vor Ort liegengebliebenen Relikten der vernakulären Tradition. Was wir sehen, ist ein Tohuwabohu. Vermutlich haben wir keine andere Wahl als die, uns darin wiederzuerkennen. Physische Planung ist in diesem Tohuwabohu weitgehend ein frommer Wunsch und sogenannt ‹hohe Baukultur› eine ebenso seltene wie erfreuliche Abwechslung. Umso besser, wenn es gelingt, dem Tag für Tag Erbrochenen ab und an eine Architekturpräziose beizumischen, da und dort einen kräftigen oder, eben, ‹Qualitäts›-Akzent zu setzen. Und für den Rest so etwas wie ‹Diversity Management› aufzugleisen. Die Kriterien dafür sind gerade im Begriff, entwickelt zu werden.

Heimatschutz allein reicht nicht

Natürlich kann, ja muss man Qualität beim Bauen auch nach ‹kulturellen› oder ‹ästhetischen› Massstäben beurteilen. Ausserdem ist der diesbezügliche Meinungsstreit auch das, was Spass macht, komplexe Fragestellungen auf den Tisch bringt und im Idealfall Vorbilder bereitstellt, die Massstäbe setzen. Trotzdem ist es weder realistisch noch überhaupt wünschbar, das Baugeschehen insgesamt einer Geschmackspolizei zu unterwerfen. Nicht realistisch, weil die Instrumente dafür fehlen, nicht wünschbar, weil ‹Qualität› im Prozess der amtlich verordneten Disziplinierung beinah zwangsläufig zur trostlosen Langeweile führt. Ob das so schlecht ist, darüber liesse sich natürlich streiten. Sicher ist, dass der Heimatschutzgedanke als Grundlage für eine Baupolitik des 21. Jahrhunderts nicht ausreicht, auch wenn er in der Schweiz inzwischen die Diskurshoheit in Planungsfragen übernommen zu haben scheint. ●

Stanislaus von Moos (78) ist emeritierter Professor für moderne und zeitgenössische Kunst. Er lehrte in Zürich, Mendrisio und in den USA.

Die Kleinschreibung im Titel verweist auf das Plädoyer ‹achtung: die Schweiz› von Max Frisch, Lucius Burckhardt und Markus Kutter aus dem Jahr 1955.

Warum die Demontage des Bundesinventars der schützenswerten Ortsbilder nicht sein darf, schreibt Köbi Ganteinbein auf Seite 3.

Simplex 3D. Drehstuhl mit dreidimensionaler Beweglichkeit – multifunktional und universell einsetzbar. Design: Greutmann Bolzern

www.girsberger.com/simplex

girsberger